Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 67 (1987)
Heft: 9

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Auskunft erteilt das Exil»

Reprint der Zeitschrift «Die Sammlung» von Klaus Mann

> *«Machen Sie sich keine Illusionen. Die Hölle regiert.»*
> Joseph Roth an Stefan Zweig im Februar 1933.

Die zwei Jahrgänge der Zeitschrift *«Die Sammlung»,* die einzigen, die erschienen, weil der Verlag nach Ablauf des zweiten Jahrs das Defizit nicht mehr tragen konnte, sind in der Geschichte der deutschen Exilliteratur nur ein kleines Kapitel. Immerhin eines der ersten, wenn nicht gar das erste. Man könnte auch vom Vorwort sprechen, schon darum, weil in den vierundzwanzig Heften noch einmal Glanz und Vielfalt der literarischen zwanziger Jahre aufschimmern, zugleich aber sichtbar wird, dass es damit endgültig vorbei ist. Die zwei Jahrgänge sind ein Dokument; ob sie — bei der eher kleinen Auflage und den noch kleineren Verkaufszahlen — kulturpolitische Wirkung hatten, ist schwer abzuschätzen. Obgleich kein einziges Exemplar je nach Hitlerdeutschland verkauft wurde (auf anderem Weg werden einzelne Nummern schon hineingelangt sein), wurde die Gründung der Zeitschrift von den neuen Herren sofort vermerkt. Will Vespers schrieb, man wolle das neue Deutschland offenbar *«mit einem Wall von literarischem Stinkgas»* umgeben, und Hanns Johst, der damals Intendant des Berliner Staatstheaters war, schrieb in einem Brief an Heinrich Himmler vom *«unflätigsten Emigrantenblatt»* aus Amsterdam. Nicht wissend, dass der Vater des Herausgebers längst ausser Landes war, fragt Johst den SS-Chef: *«Könnte man nicht vielleicht Herrn Thomas Mann, München, für seinen Sohn ein bisschen inhaftieren?»* Er schlug für ihn *«Herbstfrische in Dachau»* vor, die der geistigen Produktion ja nicht schaden werde. Die Verbrecher hatten in Hitlers Reich von der ersten Stunde an das Sagen.

Unmittelbar nach dem 30. Januar 1933 musste der Berliner Verlag Kiepenheuer seine Tore schliessen. Wenige Wochen nach der Machtergreifung waren die Bücher von vier Fünfteln seiner Autoren, darunter Brecht, Feuchtwanger, Kaiser, Kesten, Heinrich Mann und Anna Seghers, in Deutschland verboten. Viele von ihnen waren sofort bereit, in den neugegründeten Querido Verlag in Amsterdam einzutreten, und Klaus Mann unterbreitete dem Verlagsleiter F. H. Landshoff auch gleich den Plan einer literarischen Monatsschrift mit dem Titel *«Die Sammlung»,* die den Emigranten ein Forum sein sollte, eine Plattform für Selbstbehauptung und Kampf. Das Erscheinen dieses Periodikums war für diejenigen, die sich als Mitarbeiter verpflichtet hatten, wie auch für die andern, die fernblieben oder ihre ursprüngliche Zusage wieder rückgängig machten, wahr-

scheinlich ein bedeutenderes Ereignis als für die Öffentlichkeit. Man findet in den Tagebüchern und in der Korrespondenz von Thomas Mann, Robert Musil oder Joseph Roth, die Jahre 33 und 34 betreffend, einschneidende Spuren. Der S. Fischer Verlag in Berlin, damals noch auf Durchhalten ausgerichtet, holte von Thomas Mann, René Schickele und Alfred Döblin eine gleichlautende signierte Erklärung ein, derzufolge ihre ursprüngliche Bereitschaft zur Mitarbeit nicht mehr bestehe, weil schon die erste Nummer der Zeitschrift nicht dem vorher angekündigten Programm entspreche, was heissen soll, *«Die Sammlung»* sei nicht ausschliesslich «literarisch», sie sei ausgesprochen «politisch». Herr Saenger, der politische Redaktor der *«Neuen Rundschau»,* der Zeitschrift des S. Fischer Verlages, reiste sogar eigens in die Schweiz, um bei Thomas Mann den entsprechenden Text abzuholen. Hätte sich der grosse Autor hinter das Emigrantenblatt gestellt, wäre das für Fischer mit schweren wirtschaftlichen Einbrüchen verbunden gewesen. Es war schon schlimm genug, dass der verantwortliche Herausgeber der *«Sammlung»* ein Sohn des Verfassers der *«Buddenbrooks»* und des *«Zauberbergs»* war und ausserdem neben André Gide und Aldous Huxley sein Bruder Heinrich Mann das Patronat der Emigrantenzeitschrift übernommen hatte. Damals war es, dass Joseph Roth an Stefan Zweig schrieb, Thomas Mann sei naiv: *«Er hat die Gnade, besser zu schreiben, als er denken kann. Er ist dem eigenen Talent nicht geistig gewachsen. Bei Schickele liegt schwankende Feigheit vor, bei Döblin der manchmal irritierende Infantilismus, der zwei Drittel seiner literarischen Tätigkeit ausmacht und alle drei Drittel seines privaten Lebens.»* Die bissigen Urteile beziehen sich unmittelbar auf das Verhalten der Genannten zu Klaus Manns Emigrantenblatt, und sie zeigen zugleich, wie wenig die deutsche Literatur im Exil sich zur Sammlung gegen den gemeinsamen Feind zusammenfand. Die Zerrissenheit der zwanziger Jahre dauerte an. Ideologische sowohl wie wirtschaftliche Überlegungen bestimmten ein unterschiedliches Verhalten der Autoren. Erwähnt sei, dass etwa zur gleichen Zeit von Emigranten auch die Zeitschrift *«Neue deutsche Blätter»* gegründet wurde. Joseph Roth spricht im Hinblick darauf im gleichen Brief an Stefan Zweig von einer *«bezahlten Sowjetsache»* und nennt sie eine *«Gartenlaube der Kommunisten. Sehr langweilig».*

«Die Sammlung» setzte sich zum Ziel, der Literatur zu dienen, worunter — laut programmatischer redaktioneller Erklärung in der ersten Nummer — der Geist gemeint ist, *«der über Deutschland hinaus Europa wollte — und zwar ein von der Vernunft regiertes, nicht imperialistisches Europa — und der, eben deshalb, im neuen Deutschland verfemt, verachtet, jeder Verfolgung ausgesetzt war.»* Man sieht, das literarische Programm bekam zwangsläufig von Anfang an eine politische Stossrichtung. Der *«Anti-Humanismus»* war der Feind, der *«seine abgründige Dummheit und Roheit hinter den schauerlichsten Phrasen»* kaum noch verbarg. Herausgeber und Mitarbeiter der *«Sammlung»* waren für Klaus Mann ein *«Fähnlein der Aufrechten».* 3000 Exemplare wurden jeden Monat gedruckt, jedoch längst nicht auch verkauft. In Holland gewann die Zeitschrift durch mühevolle Aquisition immerhin 700 Abonnenten, aber im ganzen wurden wohl nie mehr als etwa

2000 Exemplare abgesetzt; in Frankreich, in der Schweiz und in Österreich, wo wegen eines Artikels über Dollfuss alsbald auch ein Verbot erging, waren es nie nennenswerte Verkaufszahlen. Der Buchhandel stand da bald auch unter dem Druck offizieller deutscher Stellen. So stand denn das Engagement der Zeitschriftenmacher von Anfang an in einem krassen Missverhältnis zu ihren Möglichkeiten der Publizität. Aber man darf die schmale wirtschaftliche Basis und die geringe Verbreitung der Zeitschrift nicht mit der Beachtung gleichsetzen, die ihr zuteil wurde. Unternehmen wie *«Die Sammlung»* sind keine Massenmedien. Sie eignen sich niemals zum Bestseller. Aber sie sind ein Forum, auf dem hervorragende Persönlichkeiten, vor allem Schriftsteller und Publizisten, zu den Ereignissen und zu den Tendenzen der Zeit Stellung nehmen und damit ein Gespräch vor Zeitgenossen und vor der Nachwelt führen. Mir liegt ein Reprint vor, für jeden der beiden Jahrgänge ein Band, ergänzt durch Vorwort und Bibliographie, ein Zeitdokument, behaftet mit den Zufälligkeiten des Zeitschriftenmachens, dennoch oder eben darum zeitgeschichtliche Quellenlektüre[1]. Bert Brecht und Max Brod, Jean Cocteau und Romain Rolland, Alfred Döblin (nach anfänglicher Abstinenz), Albert Einstein, Lion Feuchtwanger und Hermann Kesten, André Gide und Aldous Huxley, Ernest Hemingway, neben Klaus Mann auch Heinrich und Golo Mann, ferner Ferdinand Lion, Alfred Kerr, Ludwig Marcuse, Walter Mehring, Heinz Politzer, André Maurois, Gustav Regler, Joseph Roth, Jakob Wassermann und Arnold Zweig zählen zu den Mitarbeitern schon des ersten Jahrgangs, und im zweiten kommen unter anderen noch Ernst Bloch, Boris Pasternak, Norbert Elias und — einmal auch — Rudolf Jakob Humm dazu. Und das ist nur eine Auswahl. Sie soll zeigen, dass hier ein breites Spektrum der Positionen sichtbar wurde, geeint freilich im Zeichen der Sammlung gegen den gemeinsamen Feind. Die Qualität, die unbestrittene kulturschöpferische Leistung sollte der Barbarei entgegengestellt werden. Sie alle huldigten dem unerschütterlichen Glauben, es könne die Dummheit und Primitivität nationalsozialistischer Anmassung der geistigen Überlegenheit gegenüber nicht bestehen. Sie alle hatten ihren Wohnsitz, einige auch ihren Besitz, alle ihre Umgebung und ihre Heimat aufgegeben, um dem Beruf nicht untreu zu werden, zu dem sie berufen waren. Sie wollten schreiben und veröffentlichen, was geschrieben werden musste. In einem der Hefte des ersten Jahrgangs erschien das Gedicht *«Die Verscheuchte»* von Else Lasker-Schüler:

«Wie lange war kein Herz zu meinem mild...
Die Welt erkaltete, der Mensch verblich.
— Komm, bete mit mir — denn Gott tröstet mich.
...
Bald haben Tränen alle Himmel weggespült,
An deren Kelchen Dichter ihren Durst gestillt,
Auch du und ich.»

Bald zeigte sich, dass es ein Trugschluss war, in der «Machtergreifung» nur einen vorübergehenden Spuk zu erkennen. Die Redaktion der *«Sammlung»* registrierte und gab Nachricht davon, wie das deutsche Schulwesen sofort mit teuflisch-ausgeklügelten Mitteln auf den Führer ausgerichtet

wurde. Sie musste zur Kenntnis nehmen und gab weiter, dass in Deutschland verbliebene Schriftstellerkollegen Loyalitätserklärungen abgaben und in der verwaisten Akademie sowohl wie in der neuen Reichsschrifttumskammer Einsitz nahmen. Eine neue Kulturpolitik zeichnete sich ab.

Hatte denn der Geist keine Macht wider den Ungeist? War Literatur nicht in der Lage, politische Veränderungen zu bewirken? Jetzt war doch der Notstand ausgebrochen, es ging wirklich um die Verteidigung des freien Wortes, wirklich gegen Zensur und gegen diktierte Sprachregelungen. Wer im Gedächtnis hat, wie vor kurzem erst und in Verhältnissen, in denen von Zensur und Schreibverbot nicht entfernt die Rede sein konnte, über *«Engagement»* und *«Relevanz»* geredet wurde und wundersame Posen des Widerstandes der Intellektuellen gegen die *«Herrschenden»* vorgeführt worden sind, der kann in den beiden Bänden des Reprints der *«Sammlung»* nachlesen, was in jenem wirklichen und tödlichen Ernstfall das bittere Fazit war: Als es ernst wurde, bewirkte das Engagement im Wort nichts. Und vielleicht müsste man schon etwas weiter zurückblättern in der Geschichte und die Rolle der Intellektuellen in der Weimarer Republik untersuchen. Zwischen linker Melancholie und radikaler Ideologie der Gewalt gibt es da manche Spielart, kaum aber die Besonnenheit, nämlich die Besinnung auf das Mögliche und auf eine verlässliche Mitte. Die Kunst, die Literatur und die Philosophie erlauben und fordern das Unbedingte und Absolute; es auf politische und gesellschaftliche Probleme, auf Entscheidungen, die einem komplizierten Ganzen nützlich sein sollen, anwenden zu wollen, ist gefährlich. Aufrufe, Pamphlete und Betrachtungen aus den Jahren 1910 bis 1933 müssten daraufhin untersucht werden, inwiefern hier ein fragwürdiges *«Engagement»* am Werk war, eines jedenfalls, das die Machtergreifung nicht nur nicht verhindert, sondern möglicherweise gar gefördert hat[2]. Die *«Katastrophengeschichte»* Deutschlands reicht bis ins neunzehnte Jahrhundert zurück, wie kürzlich erst Rainer Marwedel in seiner Biographie des jüdischen Philosophen Theodor Lessing an einem symptomatischen Einzelfall dargelegt hat[3].

Im fünften Heft des ersten Jahrgangs erschien ein Aufsatz von Hermann Kesten, betitelt: *«Der Preis der Freiheit. Zur Lage der deutschen Literatur.»* Daran ist bemerkenswert, wie sich der emigrierte Autor veranlasst sieht, die *«politische Relevanz»* der Literatur zu relativieren. Ob sie zwecklos oder nützlich sei, entscheide sich von Fall zu Fall. Man könne Künstler bezahlen und korrumpieren, man könne sie aber auch schlecht bezahlen und verhungern lassen, man könne sie aus dem Lande treiben und verfolgen, man könne sie totschlagen, und jede dieser Möglichkeiten sei nicht nur denkbar: sie geschähen jeden Tag und wir wüssten es. Dennoch sei eben das, was die Kunst von der Nichtkunst unterscheide, jenseits von Nutzen und Schaden, Absicht und Zweck, auch jenseits von Politik und Moralität, nämlich *«das Ästhetische, das Objekt des ‹interesselosen Wohlgefallens›, die Schönheit, das Mass, die Vollkommenheit»*. Wer dieser Argumentation widersprechen möchte, sollte immerhin bedenken, in welcher Notlage sie vorgebracht worden ist. Die Schriftsteller, die sich in der Monatsschrift *«Die Sammlung»* zusammenfanden, hätten es gewiss lieber anders gesehen. Ihnen wäre nur recht gewesen,

wenn sie durch die Kraft des Wortes und durch die Kraft der Überzeugung hätten ändern können, was jetzt in Deutschland geschah. Aber was mussten sie aus dem Exil mitansehen? Der Minister Goebbels machte auf seine Weise ernst mit der Forderung, dass Kunst und Literatur nicht apolitisch sein dürften. Er machte sich daran, *«eine neue Kultur»* zu schaffen, und es nützte den emigrierten Autoren wenig, darin die Zerstörung der bestehenden Kultur zu brandmarken. Hermann Kesten argumentierte richtig, wenn er feststellte, das politische Element eines Kunstwerks sei akzessorisch und niemals das, was ein Kunstwerk ausmache. Nicht deshalb, weil Shakespeare oder Homer den Feudalismus verteidigt hätten, seien sie grosse Dichter. Herwegh, der die Freiheit geliebt und Deutschland verlassen habe, stehe mit seinen Versen weit hinter dem konservativen Lyriker Josef Freiherr von Eichendorff zurück. Ein Dilettant mit den besten und nützlichsten Gesinnungen bleibe ein Stümper und werde in allen Fällen seiner Sache mehr schaden als nützen. Talente seien nützlicher als Charaktere. Aber grosse Künstler bedürften beider: des Talents und des Charakters. Ohne Talent jedoch sei keine Kunst möglich.

Ich kann mich hier des Gedankens nicht erwehren, wieviel unnützes Gerede über Literatur und Politik seither auf Podien, in Zeitschriften und Zeitungen sich breitgemacht hat. Die wirkliche, die unausweichliche Notlage damals hat die Klarsicht offensichtlich besser gefördert als die verhältnismässig liberalen Zustände in der Bundesrepublik zwei bis vier Jahrzehnte nach Kriegsende.

Durch beide Jahrgänge der Zeitschrift *«Die Sammlung»,* sehr oft in kleinerem Schriftgrad und zweispaltig gedruckten Glossen, verfolgen Redaktion und Mitarbeiter, was im *«neuen Deutschland»* geschieht. Der *«Selbstmord der Intelligenz»* wird analysiert und dabei festgestellt, dass schon der deutsche Expressionismus *«eine Art Aufstand gegen die Vernunft»* gewesen sei. Auch erinnert man sich jetzt, wo die Nationalsozialisten das Wort mit Hohn aussprechen, mit welch abgrundtiefer Verachtung Professoren, Publizisten und selbst Dichter je schon das Wort *«Literat»* gebraucht hätten. Hermann Kesten versucht einmal auch, den haarsträubenden Galimathias einer Hitler-Rede zu analysieren. Den Wortlaut fand er abgedruckt im *«Völkischen Beobachter»,* und das Thema war die nationalsozialistische Kunsterziehung. Da standen denn Führer-Worte und Führer-Sätze der folgenden Währung: *«Der unverdorbene und gesunde Instinkt der Bewegung»* müsse vor *«Räubern und Einbrechern einer fremden Staats- und Kulturauffassung»* in Schutz genommen werden. Ein Satz wird zitiert, wie er im *«Völkischen Beobachter»* stand: *«Nicht nur die politische, sondern auch die kulturelle Linie der Entwicklung des dritten Reiches bestimmen die, die es geschaffen haben, und diese Scharlatane täuschen sich, wenn sie meinen, die Schöpfer des neuen Reiches wären vielleicht albern oder ängstlich genug, sich von ihrem Geschwätz benebeln oder gar einschüchtern zu lassen.»* Man weiss zwar schon, wie es gemeint ist, aber Kesten fragt in seinem Kommentar mit Recht, ob etwa Hitler sich und Goebbels und den Bildungsminister Rust aus Selbsterkenntnis oder bloss aus Unkenntnis der deutschen Grammatik Scharlatane nenne.

Über die Veränderungen im Schulwesen und über die Vereinnahmung

der Jugend durch die Verderber enthält die Zeitschrift *«Die Sammlung»* alarmierende Kommentare. (Bald darauf wird Erika Mann in Amerika ihren Essay über die Erziehung der Jugend im dritten Reich, *«Scool for Barbarians»,* veröffentlichen, der vor kurzem erst unter dem Titel *«Zehn Millionen Kinder»* in deutscher Übersetzung neu aufgelegt worden ist.[4]) Aus Lion Feuchtwangers grossem Roman *«Die Geschwister Oppenheim»* druckt die *«Sammlung»* gleichsam als Illustration dazu das Kapitel *«Hermann der Cherusker»* ab, jene Szene vor allem, in der die Knebelung des freien Wortes im Deutschunterricht dramatisch vorgeführt wird.

Den zweiten Jahrgang der Zeitschrift eröffnet ein Aufsatz von Heinrich Mann. Er schreibt über die *«Sammlung der Kräfte»* und stellt fest, die Wahrheit sei von erschreckender Einfachheit. Systeme der Gewalt vernichteten von allem, was sie vernichten, zuerst den Gedanken. Man habe die Zwangsorganisation der Schriftsteller geschaffen, bei Widerstand oder auch nur passiver Resistenz den Ausschluss vom Beruf. Man könne wählen zwischen dem Hungertod oder den Versuchungen von Staatspreisen in *«unredlicher Höhe»,* von Ehrenstellen, die nach unerkennbaren Kriterien verteilt würden. In Deutschland werde jetzt der Stolz gebrochen, aber am Stolz der meisten Intellektuellen sei, wie sich zeige, nichts mehr zu brechen gewesen. *«Niemand hat so lautlos und schnell wie sie dem Druck einer öffentlichen Lage nachgegeben. Nicht Zwangsorganisation und Hungertod waren gegen sie die wirksamsten Mittel; noch mehr tat die Furcht, nicht dabei zu sein, ins Hintertreffen zu kommen und allein zu bleiben.»* Dennoch ist nicht Resignation der Grundton dieses Aufsatzes. Heinrich Mann setzt jetzt auf die Autoren im Exil. Die Entheimateten, sagt er, hätten schon zu Hause die Existenzangst gekannt. Jetzt heisse es, sie abzulegen oder zu Grunde zu gehen: *«Bei dieser Wahl, vor die jeder gestellt wird, haben die Prüfungen des Exils sich in strenge Wohltaten verwandelt. Man steht allein und ist gehalten, sowohl stärker als bescheidener zu werden. Es ist die gute alte Schule des Unglücks, die zuletzt immer auch die des Glücks ist. Nimm dich zusammen und erwarte nicht viel. Vor allem erwarte, was dir noch beschieden sein soll, von deiner Arbeit allein, nicht aber von der unernsten Übereinkunft, etwas zu bedeuten. Wie war das, früher einmal, beim literarischen Gemeinschaftsleben? Man beriet, redete, feierte, liess es darauf ankommen, ob das alles mit der feindlichen Wirklichkeit auch nur Fühlung hatte — und dabei ging man zusammen mit Erscheinungen und Ausgeburten, die sich nicht erst ausdrücklich zu erklären brauchten nachher im dritten Reich: schon damals war ihnen der Verrat von der Stirn abzulesen.»* Da spricht natürlich einer, der in der Weimarer Republik zur gefeierten Kulturprominenz gehört hatte. Aber seine Gedanken sind frei von Ressentiment, sie sind der Einsicht in die Eitelkeiten des Kultur- und Literaturbetriebs offen. Und nüchtern schätzt er die Möglichkeiten des deutschsprachigen Schriftstellers im Exil ab, der in die Einsamkeit gestossen, kaum sehr willkommener Gast in neuer geistiger Umwelt, sich behaupten muss allein aus der Kraft seiner Gedanken heraus, aus der Treue zu seinem Werk. Ich kenne kaum einen Text, der so wie dieser das Elend und den Segen des Exils abwägt und darüber Dinge sagt, die man so bald nicht vergessen

wird, wenn man sie einmal zur Kenntnis genommen hat. *«Wenn jetzt»,* so steht da zu lesen, *«Besucher bei ihm* (dem emigrierten Autor) *eintreten aus dem Lande, das ihn aufgenommen hat, dann sind es fast immer hervorragende Ausnahmen. Von ihnen hört er: ‹Sie sollen wissen, dass wir Sie achten und lieben›, — und das ist nicht dasselbe, als wenn er früher von Leuten, die weiter nichts zu bieten hatten, Bitten um Autogramme, manchmal aber auch eine Träne erhielt. Man war anderswo sogar mit der Dummheit verbunden. Jetzt ist es viel, bei einem einzigen Freund hierzulande eine mehr als intellektuelle Teilnahme zu finden. Aus früheren Tagen ist fast alles verlorengegangen; nur dieser Freund bewährt sich grade an unseren weniger anziehenden Erlebnissen, und das ist ein sogenannter Fremder, mit anderem nationalen Anhang als der unsere. Fragt sich, was der unsere wert war. Auskunft erteilt das Exil. Hier sind wir in der Mitte der Wohltaten, die aus der Verbannung entspringen.»*

Die beiden Bände des Reprints einer alten Zeitschrift enthalten einen reichen Schatz an Auskünften, zeitgeschichtlicher Dokumentation und die Zeit überdauernder Erkenntnis. Man möchte fortfahren, darin zu lesen und daraus zu zitieren. Die Zeitgenossen hatten dieses Bedürfnis offenbar nicht im gleichen Mass. Der Absatz verminderte sich, und schon vor dem Abschluss des zweiten Jahrgangs der Zeitschrift mussten sich Redaktion und Mitarbeiter der Einsicht beugen, dass die Defizite die Existenz des Buchverlags gefährdeten. Mehr als dreihundert Autoren haben an den zweimal zwölf Heften mitgearbeitet. Mit dem August-Heft 1935 stellte *«Die Sammlung»* ihr Erscheinen ein. Seither ist sie zweimal als Reprint wieder aufgetaucht: zuerst 1970 und jetzt wieder aufs neue. Das lässt immerhin auf Leserinteresse schliessen.

Anton Krättli

[1] Die Sammlung. Literarische Monatsschrift. Unter dem Patronat von Adré Gide, Aldous Huxley, Heinrich Mann herausgegeben von Klaus Mann. 2 Bände (Jahrgang 1934 und Jahrgang 1935). Mit einem Vorwort von Friedrich H. Landshoff und einer Bibliographie von Reinhardt Gutsche. Rogner und Bernhard bei Zweitausendeins, München 1986. — [2] Deutsche Intellektuelle 1910—1933. Aufrufe — Pamphlete — Betrachtungen. Als 58. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt herausgegeben und mit einem Kommentar versehen von Michael Stark. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1984. — [3] Rainer Marwedel, Theodor Lessing, 1872—1933. Eine Biographie. Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1987. — [4] Erika Mann, Zehn Millionen Kinder. Die Erziehung der Jugend im Dritten Reich. edition spangenberg im Ellermann Verlag, München 1986.

Wie Erinnerung sich ereignet

Zu Dante Andrea Franzetti: «Cosimo und Hamlet»

Dante Andrea Franzetti, 1959 in Zürich geboren, ein Italiener der zweiten Generation, hatte bereits mit dem ersten Roman *«Der Grossvater»* einen beachtlichen Erfolg. Für den zweiten erhielt er schon verschiedene Vorschusslorbeeren, die Befürchtungen wecken konnten; wurde da nicht ein «junges Talent» hochgespielt, mit Erfolgsdruck beladen und in der Entfaltung gestört? Und: handelt es sich überhaupt um ein Talent?

Nun, der zweite Roman wird mehr als ein Erstling darüber Auskunft geben müssen[1]. Er trägt den seltsamen Titel *«Cosimo und Hamlet»*; und seltsam mag er auch den anmuten, der das Buch aufschlägt: der Anfang tupft nur einzelne, disparate Themen an — ein Fussball-Star, Tanks in der Tschechei, Neil Armstrong, Kurven auf einem Computer-Bild usf. — ohne sie auszuführen. Es ist, als würde ein Orchester vor dem Konzert seine Instrumente stimmen; aber auch, als wollte der Autor melden, dass hier einer schreiben wird, der mit dem linearen Erzählen gründlich gebrochen hat.

Denn *«Cosimo und Hamlet»* ist angeblich ein Erinnerungsbuch, und wie Erinnerung für den Erzähler sich ereignet, wird genau gesagt: *«Doch nicht die Zeit war aus den Fugen geraten, mein Bild dieser Zeit hatte sich verändert: und seither immer wieder, bis zum heutigen Tag. Und jedes dieser Bilder verändert die vorangegangenen, unaufhörlich, ein Leben lang... Morgen fällt mir unvermittelt ein Satz ein, ein Wort, zufällig hingeworfen, eine Bewegung, ein Lachen...»* Und entsprechend erzählt er auch, sprunghaft, in Wiederholungen, abweichenden, Vor- und Rückblenden; unvermittelt ein Traum, oder das Bild aus einer ganz anderen Epoche...

Von was aber erzählt er? Eigentlich heissen sie Amelio und Gianluca, sehr ungleiche Brüder eben, einer dem Helden aus Italo Calvinos *«Baron auf den Bäumen»* ähnlich, der andere ein Träumer und Zauderer, der die Welt verändern will und doch vor allem deren Opfer bleibt. Die früheste Kindheit verbrachten sie in Limoli, bis die Bar des Vaters der Schlägerei zweier politischer Parteien zum Opfer fällt und nur das Auswandern bleibt. In einer Schweizer Stadt, wo sie zur Schule gehen, zwischen deutsch und italienisch hin- und herreden; ins Gymnasium; die späteren Jahre verbringen, voneinander entfernt, einer vor dem Computer sitzend, der andere unterwegs durch die Stadt und später ausgewandert in eine weitere Fremde.

Die Geschichte schreibt Amelio, der jüngere, schreibt sie in meist raschen, momentanen Einzelszenen, von denen nun aber nicht wenige so eindrücklich konkret gezeichnet sind, dass man sie nicht so schnell vergisst. Ein im Tumult ausartendes Gymnasiastenfest, die Vision einer Hexenverbrennung oder der Traum von dem in Flammen stehenden heimatlichen Borgo Rotondo, Zweikampf zwischen Schulbuben, Demonstration zur Zeit der Jugendunruhen, das ins Imaginäre kippende Bild einer «Computerknackerin», Wahnvorstellung vom Lehrer, der am letzten Schultag durchdreht usf. Doch bleiben

das nicht Einzelheiten, sehr oft wird mit ihnen auch Atmosphärisches eingefangen, die Atmosphäre eines italienischen Dorfes; die frühen Ängste der Einwanderer im fremden Land; die unruhige Stimmung im Gymnasium zur Zeit der Ölkrise und des Konjunkturendes; die Ausstrahlung der Jugendkrawalle: *«Im Tränengasnebel der auf den Frontseiten abgebildeten Photographien sahen die Menschen eine andere Stadt, in den zersprungenen Schaufenstern ein anderes Gesicht als ihr gewohntes.»*

Es wird kein Leser mehr daran zweifeln, dass hier einer schreibt, der es kann. Auch wenn nicht alles gleichermassen gelungen ist. Wenn zwar der Bezug Gianlucas zu Hamlet noch einigermassen einleuchtet, wirkt die Analogie zwischen Amelio und dem Robinson auf den Bäumen eher gesucht und äusserlich, es sei denn in der Ablehnung der Vaterwelt, was aber gewiss nicht nur Amelio eigen ist.

Auch dass hier immer nur die offiziellen Sündenböcke auftauchen, Schwarzenbach, der Erziehungsdirektor, die Bullen, ist zwar aus der Situation der Figuren legitim, und doch hat man's allmählich allzuoft gelesen und wäre dankbar für die Kritik an Dingen, die weniger offen daliegen und deren es doch genug gibt. So erscheinen mir auch einige der vielen literarischen Reminiszenzen eher aufgesetzt, und fraglich scheint mir, ob der Autor mit seinem Anspruch an Hamlet und Cosimo nicht eine Etage zu hoch gegriffen hat.

Was aber unmittelbar überzeugt, das ist die Struktur, ist die Schreibart. Hat nicht der Vater zu den beiden begabten Gymnasiasten gesagt, *«dass sie alle Möglichkeiten haben, jemand zu werden?»* und sind nicht doch niemand geblieben? *«... ich baue keine Brücken über den Amazonas und keine Hochhäuser in New York, und du, du bist nicht einmal Schauspieler in dieser traurigen Truppe, du sitzt an der Kasse und verkaufst Eintrittskarten.»* Ist es, weil ihnen nicht gelingt, irgend etwas zur Deckung zu bringen?, ihre *italianità* und die Fremde?, ihre Hoffnungen, ihre Träume und die Realität?, ihre Vorstellung von Freiheit und die Forderungen, die das Leben an ihr Erwachsensein stellt?

Jedenfalls: diese Unmöglichkeit, auf etwas zuzugehen, auf irgendein Ziel — *«da standen wir und hielten uns die Hand vor die Augen, riefen unter den Göttern einen, der einen Weg riet; doch es blieb still...»* — sie wird nun eben in dieser Schreibart zum einleuchtend konkreten Bild: in diesen Momentaufnahmen, die in sich selber stehen, nirgendwo hinführen, nur Assoziationen wecken zu weiteren, ebenso in sich selber wieder versinkenden Visionen. *«Ruderten wir nicht alle mit einem Arm im Kreis?»* wird einmal gefragt. Geht aber nicht das Buch selber, zwischen Jetzt und Damals, den ungleichen Brüdern, zwischen Ich und Er, den Heroen der Antike und dem unheroischen Alltag auch nirgendwo hin?, geht irgendwie im Kreis? Und damit zeichnet es gleichsam die Lebenskurve einer hoffnungsarmen Generation: Einer, die es schwer hat mit der Realität, mit den Autoritäten, mit der Liebe, die nie dauert, es sei denn jene scheue und zärtliche des Erzählers zum immer fernbleibenden Bruder.

Gerda Zeltner

[1] Dante Andrea Franzetti, Cosimo und Hamlet, Nagel & Kimche, Zürich 1987.

Notizen und Nachnotizen von J. R. von Salis

Vor noch nicht langer Zeit überraschte das grosse Buch *«Notizen eines Müssiggängers»* die vielen Leser und Bewunderer des Autors, der da in souveräner Weise aus dem Ruhestand heraus seine wache Zeitgenossenschaft spielen liess. Es war nicht sein letztes Wort. Neu liegen Notizen mit dem Titel *«Innen und Aussen»* vor, kaum weniger umfangreich, auch kaum weniger der Zeit aufgeschlossen[1]. Der letzte Beitrag, der Aufnahme gefunden hat, ist ein Porträt von Helmut Schmidt, das J.R. von Salis für *«Die Zeit»,* Oktober 1986, geschrieben hat. Die Erwähnung dieses grossen Artikels ist zugleich ein Hinweis auf den Charakter des Buches. Es ist eine Sammlung von Arbeiten sehr verschiedener Art, die in den Jahren 1984 bis 1986 entstanden sind, Buchbesprechungen, Gedanken zur Lektüre, Erlebnisberichte, Reflexionen über die Erfahrungen in schwerer Erkrankung, Rückkehr nach Jahrzehnten an die Stätte frühen Wirkens, nach Paris, immer wieder aber der Versuch, Veränderungen am Klima der Zeit zu erkennen und zu benennen. Da spricht dann der liberale Bekenner, der Warner auch. Ihm will nicht gefallen, dass stures Rechtsdenken zum Unterdrükkungsmechanismus verkommt, und dies unabhänging davon, welches Wirtschafts- und Gesellschaftssystem, welche Ideologie dahinterstehen. Wo gibt es denn noch Gnade vor Recht? So fragt er einmal, und er nennt Beispiele dafür, wie Gesetze angewendet werden: mit Milde für die Organe der Staatsmacht, mit Unerbittlichkeit für fehlbare und nonkonformistische Bürger.

Versteht sich, dass von Salis sich über die *«Pressefreiheit grundsätzlich und faktisch»* seine eigenen Gedanken macht. Es sei, sagt er in diesem Zusammenhang (und man sollte es sich gesagt sein lassen), nicht die Aufgabe der Medien, Diener der Exekutive oder der Legislative oder eines beliebigen Politikers zu sein. Aber dann steht da auch, der gewissenhafte Journalist sei nicht der Obrigkeit, sondern der Wahrheit und Gerechtigkeit verpflichtet. Die Medien, Zeitungen und Radio und Fernsehen, als legitime Gegeninstanz zu allem, was offiziell ist oder sich als offiziell ausgibt: das kann man mit gutem Recht und tausend Gründen unterschreiben. Zu prüfen wäre freilich auch, ob sich da nicht längst schon Automatismen etabliert haben und also dem sturen Rechtsdenken und Unterdrückungsmechanismus auf offizieller Seite ein stures Missverständnis des kritischen Journalismus gegenüberstehe. Das meint er nicht, das möchte er ausgeschlossen wissen. Zu den mehr grundsätzlichen Überlegungen fügen sich konkrete Erörterungen der weltpolitischen Lage. Zu Adenauer, zu Mitterrand trägt der Verfasser bei, was dem besseren Verständnis dient. Er sucht Russland besser zu ergründen und die Wandlungen des Bolschewismus bis zur Aufrichtung der Diktatur der Kommunistischen Partei aufzuzeigen.

Für die Komposition des Buches und für das Interesse des Lesers ist es gleichermassen förderlich, wie hier allgemeine, welthistorische Reflexion unvermittelt neben ganz persönliche, ja private Erfahrungen und Probleme zu stehen kommen, wie also Aussen und

Innen aufeinander bezogen sind. Wie kommt es bloss, so fragt sich der hochbetagte Autor unvermittelt, dass ich mit soviel Insistenz über Politik spreche, wo ich doch nie die Absicht hatte, politisch aktiv zu werden und im hohen Alter erst recht weit davon entfernt bin? Da finden sich dann die Sätze: *«Ich habe in meinem Leben alles verfolgt, seit dem Tag Ende Juni 1914, als ein Flugblatt in den Strassen Berns bekanntmachte, dass der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand in Sarajewo ermordet worden sei; seit dem Tage im März 1917, als der Gymnasiast in der Zeitung las, dass der Zar Nikolaus II. abgedankt habe; seit dem Spätwintertag in Paris, als wir die Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler vernahmen. Seit, seit, seit, und das bis heute. Wie hätte einer einen andern Beruf erlernen und ausüben können, als den, den ich gewählt habe?»* Es kommt hinzu, dass J.R. von Salis die Gabe hat, seine Wahrnehmungen und Beobachtungen, seine Gedanken und seine Interpretation des Zeitgeschehens mitzuteilen, ja dass er Wahrnehmung und Beobachtung mit andern teilen muss. Das macht sein Gespräch, das macht seine Bücher anregend, gesellig, publikumsfreundlich.

Anton Krättli

[1] J.R. von Salis, Innen und Aussen. Notizen 1984—1986. Orell Füssli Verlag, Zürich und Wiesbaden 1987.

Der Astrophysiker Fritz Zwicky

In der Schriftenreihe der Fritz-Zwicky-Stiftung ist als Band 3 das von Roland Müller geschriebene Buch «Fritz Zwicky, Leben und Werk», erschienen[1].

Fritz Zwicky, der 1898 in Bulgarien als Schweizer geboren wurde, kam 1904 in die Schweiz, wo er in Glarus die Primar- und Sekundarschule absolvierte. Er war ein ausgezeichneter, kameradschaftlicher Schüler und ein Meister im Jassen. Er galt nicht als Sonderling, jedoch ein bisschen als Phantast. 1914 trat er in die damalige Industrieschule (Oberrealschule) Zürich ein, wo er mit hervorragenden Noten die Maturitätsprüfung bestand. Er selbst schrieb seine guten Noten dem ihm eigenen morphologischen Denken zu. Im Jahre 1920 erwarb er, gleichzeitig mit seinen Kameraden der Kantonsschulzeit Tadeus Reichstein (1950 Nobelpreis für Medizin) und Jakob Ackeret (Professor für Maschinenbau), an der ETH Zürich das Diplom. In den Jahren 1921—1925 war er beim Altmeister der schweizerischen Experimentalphysik Paul Scherrer und bei Debye Assistent. 1925 wurde er Research Fellow am California Institute of Technology (Caltech), Pasadena. 1937 entdeckte er die ersten drei Supernovae. Von 1943—1949 wirkte er als wissenschaftlicher Direktor der Aerojet Engineering Corporation, wo er sich auch mit Raketenprojekten beschäftigte. 1961 erschien der erste Band des von ihm und seinen

Mitarbeitern erstellten sechsbändigen «Catalogue of Galaxies and Clusters of Galaxies». Zwicky, der bereits im Jahre 1933 die Existenz von Neutronensternen vorausgesagt hatte und 1939 auf Grund von Berechnungen das Alter des Alls mit 10^{18} Jahren angab, ist einer jener grossen Schweizer Forscher, welche im Ausland Ehre für unser Land und unsere Bildungsinstitutionen eingelegt haben. Er erhielt, als bis heute einziger Nichtamerikaner, von US-Präsident Truman die Friedensmedaille. Zwicky starb 1974 in Pasadena; seine letzte Ruhestätte fand er in Mollis im Glarnerland.

Beim Buch von Roland Müller handelt es sich um ein ganz hervorragend dokumentiertes Werk über den grossen Schweizer Fritz Zwicky. Es sind darin alle die vielen bunten Steine und Edelsteine, aus denen sich verschiedenste Mosaike des genialen Forschers und der eigenwilligen Persönlichkeit Fritz Zwickys gestalten lassen, in chronologischer Reihenfolge geordnet. Das Zusammenfügen der einzelnen Mosaiksteine zu einem Ganzen wird jedoch dem Leser überlassen. Dies ist besonders für jene Menschen, welche die Gunst hatten, mit Fritz Zwicky persönlichen Kontakt gehabt zu haben, äusserst reizvoll. Man kann die Mosaiksteinchen ordnen, wie immer man auch will, stets ergibt sich ein grossartiges Bild, das aber für den Normalbetrachter immer auch einige Disharmonien aufweist. Das Studium des leicht lesbaren und anregend geschriebenen Buches lohnt sich für jeden, der sich für die Gedankengänge ausserordentlicher Menschen interessiert. Das Buch vermittelt aber auch eine gehaltvolle Darstellung der Welt von Forscherpersönlichkeiten, mit ihren überragenden Stärken und den ganz gewöhnlichen menschlichen Schwächen.

Walter Winkler

[1] Roland Müller, Fritz Zwicky — Das Leben und Werk des grossen Schweizer Astrophysikers, Raketenforschers und Morphologen. Verlag Baeschlin, Glarus 1986.

Hinweise

Werkausgaben

Gesammelte Werke von Meinrad Inglin haben mit einer zweibändigen Ausgabe des Romans *«Schweizerspiegel»* zu erscheinen begonnen. Die Ausgabe ist auf 10 Bände geplant, von denen der zehnte neben den «Notizen des Jägers» nachgelassene Schriften und Briefe enthalten soll. Als Herausgeber zeichnet *Georg Schoeck*. Die Stiftung Landis & Gyr, die Pro Helvetia und die Meinrad-Inglin-Stiftung unterstützen die Ausgabe, die im *Ammann-Verlag, Zürich,* erscheint.

Zum 70. Geburtstag von *Gerhard Meier* hat der Berner *Zytglogge Verlag* eine dreibändige Ausgabe der Werke geschaffen, drei Bände in blaues Leinen gebunden, auf den weissen Umschlägen Reproduktionen dreier Werke von Caspar David Friedrich.

Der erste Band enthält die Gedichte *«Einige Häuser nebenan»,* die Prosaskizzen *«Papierrosen»* und die Erzählung *«Der andere Tag».* Der zweite Band enthält die zwei Romane *«Der Besuch»* und *«Der schnurgerade Kanal»,* und der dritte Band fasst den Roman in drei Teilen *«Baur und Bindschädler»* zusammen. In jedem der drei Bände ist im Anhang ein Essay über das Schaffen Gerhard Meiers abgedruckt, im ersten Werner Webers Feuilleton zu «Kübelpalmen träumen von Oasen», im zweiten der Abschnitt über Gerhard Meier aus dem Buch «Das Ich ohne Gewähr» von Gerda Zeltner und im dritten der Aufsatz «Dialogisches Erzählen» von Elsbeth Pulver.

Gottfried Benns Briefe an Tilly Wedekind

Die Witwe Wedekind lernte den Arzt Gottfried Benn kennen, weil sie seinen Rat in delikater Sache suchte. Das war 1930, und der Anlass bestand darin, dass Tilly Wedekinds Tochter Pamela sich mit dem Dramatiker Sternheim zu verheiraten gedachte, die Mutter jedoch wegen Sternheims Gesundheitszustand Bedenken hatte. Nach schwerer psychophysischer Krise, nach Sanatoriumsaufenthalt und Reise mit Pamela an die Riviera, waren die Nachrichten der Tochter besorgniserregend. Darum suchte Tilly den Rat des Dr. Benn, der sie beruhigte. Es kam zur persönlichen Begegnung, zur gegenseitigen Zuneigung, zum Liebesverhältnis. Der Briefband, den *Marguerite Valerie Schlüter* als vierten in der Edition der Briefe Benns herausgegeben hat, ist also der Teil eines weitgehend privaten Briefwechsels. Die Briefe der Tilly Wedekind, die in ihren 1969 schon erschienenen Memoiren von ihrer Freundschaft mit Benn erzählt hat, existieren offenbar nicht mehr. Immerhin wird in den zum Teil ganz kurzen Billets und Mitteilungen deutlich, wie sehr Gottfried Benn die Vertraute und Geliebte brauchte, als er gewählt hatte, was er die «aristokratische Form der Emigration» nennt. Mit den Nationalsozialisten, denen er sich zuerst genähert hatte, bekam er rasch Schwierigkeiten. Er suchte Rettung in der Wiederaufnahme in die Wehrmacht als Stabsarzt. Aus Hannover, wo er dienstlich weilte, schrieb er voller Sehnsucht nach Berlin, wo Tilly als Schauspielerin tätig war. Künstlerische und menschliche Isolierung sprechen aus manchem Brief. Die Edition ist als Dokumentation einer schwierigen Lebenssituation des Dichters wertvoll *(Ernst Klett Verlag, J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart 1986).*

E. A. Poe — Eine Biographie

Von Legenden umrankt, bewundert und verfemt, von Erfolg und Prestige ebenso heimgesucht wie von Verachtung und Verleumdung verfolgt, ist Edgar Allan Poe's Leben ein abenteuerlicher Roman vor dem Hintergrund amerikanischer Zivilisation und Kultur im 19. Jahrhundert. *Frank T. Zumbach* ist der Verfasser der ersten Biographie des Journalisten und Schriftstellers in deutscher Sprache. Das gründlich recherchierte und dokumentierte Werk erzählt die abenteuerliche Geschichte mit zahlreichen Anekdoten. Die Biographie ist illustriert, enthält Anmerkungen, eine Zeittafel und eine Bibliographie *(Winkler Verlag, München 1986).*